

Oberösterreichische Kirchen in archäologischer Schau

Von Lothar Eckhart.

Das Hauptfach der Universitätsstudien des Verfassers hieß: Klassische Archäologie. Das ist, mit den einschlägigen Ergänzungsfächern, die Wissenschaft von Kunst und Kultur der griechischen und römischen Antike. Der Archäologe schafft sich die Objekte seiner Studien selbst, das heißt, er gräbt sie aus (in diesem Sinne darf sich auch der Ägyptologe, der Erforscher vorderasiatischer oder mittelamerikanischer Hochkulturen Archäologe nennen). Eine jahrelang geübte Ausgrabungstätigkeit hat eine Summe von Erfahrungen in Beurteilung und Auswertung archäologischer Befunde zur Folge, die dann auch anderen Wissenschaftszweigen dienstbar gemacht werden kann.

Derartiges geschah in Oberösterreich in den letzten Jahren sehr bewußt. Und zwar an an und für sich kunsthistorischen Objekten, die jedoch auf Grund besonderer Eigenschaften, wie extreme Traditionsgebundenheit, auch für den Altertumswissenschaftler von höchstem Interesse sind. Gemeint ist die archäologisch-kunsthistorische Erforschung von Kirchen, jenen Kristallisationspunkten vielfältiger Geschichte, in denen sie sich über die Jahrhunderte am kenntlichsten manifestiert. Der Archäologe fungiert hier, soweit es nicht sein ureigenstes Gebiet betrifft, nicht autonom, sondern kraft seiner grabungstechnischen Praxis als Grundlagenforscher im Gesamtkomplex der wissenschaftlichen Darstellung eines mittelalterlichen Baudenkmales.

Die Mehrzahl der nachstehend in grundsätzlich sinngemäßer und dann erst chronologischer Ordnung vorgelegten Kirchen erschlossen sich bei der angedeuteten Gemeinschaftsarbeit, die kunsthistorischen Mitarbeiter waren der Landeskonservator von Oberösterreich, Dr. N. Wibiral, und der Vorstand der Abteilung für Kunst- und Kulturgeschichte am OÖ. Landesmuseum, Dr. B. Ulm, denen der Verfasser viel verdankt und denen er in persönlicher, auf alte Studienzeiten zurückgehender Freundschaft verbunden ist. Ihr publizistischer Anteil am Gemeinschaftswerk ist in den folgenden Kurzberichten nur deshalb nicht ausdrücklich genannt, weil letztere eben vornehmlich archäologisch, im Sinne von Grabungsergebnissen, und nicht eigentlich kunsthistorisch orientiert sind.

Die Stiftskirche Mariä Himmelfahrt von St. Florian

(Grabungsbericht mit Bemerkungen zur Florianslegende:

Verf., OÖHBll. 8, 1954, 187 ff.).

Unter den Kaisern Diokletian und Maximian starb am 4. Mai des Jahres 304, anlässlich der umfassendsten Christenverfolgung des römischen Heidentums, St. Florianus vor den Mauern des Legionslagers Lauriacum=Lorch den Märtyrertod. Wir verehren in ihm den einzigen, historisch gut beglaubigten Blutzegen der Ostalpenländer, der bereits als ehemaliger erster Beamter der Kanzlei des Provinzstatthalters von Ufernoricum (ex principe officii praesidis) in Pension lebte, als er von dem Übergreifen der Verfolgungen nach Lauriacum erfuhr. Daraufhin stellte er sich dem dort die Gerichtstage abhaltenden, sonst vermutlich in Ovilava (Wels) residierenden Statthalter Aquilinus, und bekannte sich ebenfalls als Christ. Der in seiner lapidaren Kürze und milieuvertrauten Sachlichkeit unbezweifelbar historische Bericht erwähnt noch den folgenden Prozeß und schließt mit dem Todessturz des Heiligen von der Ennsbrücke, deren einstige Lage bekannt ist.

Wie die neueste Forschung annimmt, beginnt sich in karolingischer Zeit um diese Tatsachenschilderung eine mit Wundern aller Art ausgeschmückte Zusatzdichtung zu ranken, die von der Auffindung des Leichnams, seiner Überführung und schließlichen Bestattung auf dem Platze der heutigen Stiftskirche zu erzählen weiß. Auffallend sind allerdings Stellen dieser Florians-Legende, die sich, wie der Verfasser meint, als nüchterne Zustandsaussagen sehr deutlich von deren sonstiger, volkstümlich-märchenhafter Diktion abheben. Da wird einmal gesagt, daß der tote Märtyrer bei seiner Überführung von der frommen Witwe Valeria aus Furcht vor den Heiden mit Laubwerk und Zweigen bedeckt wurde (*Propter timorem autem gentilium in virgultis vel in frondibus eum involvit . . .*), und daß sie ihn wegen der herrschenden Verfolgung heimlich und eilig bestatten mußte (*. . . et ibi eum mulier propter eminentem amarissimam persecutionem secreta cum festinatione sub terra deposuit*). Das sind Details, die doch eine sehr viel unmittelbare Erinnerung an jene blutigen Geschehnisse zu reflektieren scheinen, als sie ein halbes Jahrtausend später noch vorhanden gewesen bzw. innerhalb eines sonst literarisch gänzlich anderen Rahmens so formuliert worden sein könnte.

Tatsächlich ist jedoch ein Kloster St. Florian erstmals um 800 genannt — eine Stütze für den Zeitansatz der Ergänzungslegende — und es wiesen auch bislang die ältesten sichtbaren Baureste unter der Stiftskirche keinesfalls auf eine frühere Entstehung.

Im Februar 1953 übernahm der Verfasser eine Reihe kleiner Probe-schürfungen, die von Herren des Bundesdenkmalamtes Wien und des

Stiftes im Ostteil der Kirchengruft mit dem Ziel durchgeführt wurden, Fundamente der romanischen Stiftskirche festzustellen. Infolge äußerst beschränkter Platzverhältnisse konnte es sich in der Fortsetzung nur darum handeln, die vorgefundenen „Tastlöcher“ mit ihren beziehungslos zutage liegenden Sachverhalten durch ein systematisch angelegtes Grabensystem in einen stratigraphischen Zusammenhang zu bringen, ohne Hoffnung, auch nur einigermaßen komplette Grundrisse zu gewinnen.

In einer Tiefe von nicht einmal 1 m ab der Oberkante des Gruftpflasters bis zum anstehenden Löß boten sich nicht weniger als 12 Niveaus dar, die teilweise als Estriche oder Brandschichten in dichter Lagerung schon von allem Anfang an eine fortgesetzt rege Bautätigkeit an immer wieder derselben Stelle erkennen ließen. Leider gab es so gut wie keine datierenden Funde, und so mußte das Stratenbild auf anderem Wege analysiert werden.

Aus zwei wesentlichen Tatsachen erwuchsen die weiteren Folgerungen. Nach oben zu war der Fußboden der gotischen Stiftskirche nicht mehr vorhanden, er wurde bei Anlage der barocken Gruft beseitigt. Nach unten zu erwies sich die erste Bauperiode über dem sterilen Löß als römisch, sie war vertreten durch eine Steinmauer exzellenter Technik, die in nord-südlicher Richtung unter den Ostenden der beiden östlichen Kolumbarien durchlief, und östlich anschließende Estrichreste. Die Mauer ist heute noch zu sehen.

Und nun gab es zwischen dem römischen und ersten nachgotischen Estrich drei weitere, zeitlich scharf voneinander zu trennende Niveaus, deren oberstes, bei Fehlen des gotischen, noch immer vorgotisch war.

1. Das römische Gebäude war mit Ziegeln gedeckt, nach seinem Untergang wurden sie in gebrochenem Zustand als Anschüttung für einen folgenden Holzbau aufplaniert, dessen Reste sich in Form einer starken Brandschicht darüber hinzogen.

2. Unmittelbar über der Brandschicht lagerte ein stratum vergossener Bruchziegel und verschiedener Gesteinsbrocken, das als Pflasterunterlage der an Stelle des Holzbaues getretenen nächsten Anlage anzusprechen war. Eine westliche Abschlußmauer in Gußtechnik und eine Nordwest-Ecke, nur mehr als Fundamentgrube erhalten, konnten ihr beigeordnet werden.

3. Als sehr kompakte Kiesmörtelschicht zeigte sich dann das höchste vorgotische Niveau, vielleicht ebenfalls nur die Bettung für ein Platten- oder Ziegelpflaster, das vom vorerwähnten durch ein Zwischenplanum getrennt war. Hier gab es, als Fundamentgruben, eine nördliche und südliche Begrenzungsmauer.

So brachte die Grabung die fundamentale Erkenntnis, daß die bauliche Tradition am Platze der heutigen Stiftskirche in eindrucksvoll ge-

drängter Kontinuität bis in die römische Epoche unserer Heimat zurückreicht. Leider verhinderte die kleine Grabungsfläche eine z. B. grundrißmäßige Deutung aller Bauten bis zur Gotik, und so mußte auch eine Hand in Hand gehende historisch-kunsthistorische Auswertung des Befundes durch die beteiligten Fachwissenschaftler, eben wegen seiner großen Lückenhaftigkeit unterbleiben. Jedoch sind als Grundlagen für weitere Forschungen im Bereich der Stiftskirche begründete Arbeitshypothesen erlaubt.

Das älteste Gebäude, das nach dem sichtbaren Fundament hier im Aufgehenden aus Stein bestanden haben muß, ist eindeutig, zwar nicht noch näher spezifizierbar, römerzeitlichen Ursprungs. Und auch seine drei vorgotischen Nachfolgebauten sind zwanglos in markante Geschichtsabschnitte einzusetzen.

Sowohl der jüngste vorgotische Mörtelstrich als auch die nächsttiefere Ziegel-Stein-Gußschicht stehen im Bauzusammenhang mit mächtigen Grundmauern bzw. deren Gruben, stellen also, weil jeweils ex fundamentis neu errichtet, zwei voneinander unabhängige Hauptbauperioden dar. Zwei repräsentative vorgotische Kirchenbauten sind auch aus der historischen Überlieferung zu erschließen, eine, gemäß den Beispielen St. Martin in Linz und St. Laurenz zu Lorch/Enns, programmatische Gründung Karls d. Gr., und die romanische Kirche vom Ende des 11. Jahrhunderts. Letztere bedeutete jedoch möglicherweise nur die großzügige Adaptierung eines schon nach den Verwüstungen der Ungarneinfälle 900–955 errichteten Neubaues, als welcher, im anderen Fall, sonst erst die romanische Basilika an Stelle eines wiederinstandgesetzten karolingischen Heiligtums anzusprechen wäre. Die Ziegel-Stein-Gußschicht ist diesem als Pflasterunterlage zuzusprechen, es war nach dem Fundamentbefund zumindest teilgemauert, während aus denselben Indizien die ottonische oder romanische Kirche bereits als reiner Steinbau anzunehmen ist.

Damit dokumentiert die unter dem karolingischen Niveau liegende schwarze Brandschicht einen noch älteren, im Hinblick auf den ursächlichen Zusammenhang mit der römischen Bruchziegelaufschüttung viel eher spätantiken oder völkerwanderungszeitlichen als spätestens bajuwarischen Holzbau des 8. Jahrhunderts, dessen Ende in den Jahren der awarischen Invasion um 700 erfolgt sein mag. Seine gleichfalls sakrale Funktion ergibt sich aus der Lage zu den beiden nachfolgenden Kirchenbauten, die auf ihn ausgerichtet erscheinen, während er selbst wiederum Grenzen mit dem Römerbau gemeinsam hat (erst die gotische Kirche vom Ende des 13. Jahrhunderts ist mit ihrer Längsachse gegenüber dem älteren Komplex, auf den auch die Krypta orientiert ist, nach Norden verschoben). Wir dürfen daher, wie dies geradezu Norm ist, von dieser

peinlich fortgesetzten Architekturortung auf ein Kultkontinuum schließen und so den Holzbau, welcher Entstehungszeit immer, in die christliche Sphäre miteinbeziehen. Denn aus welchem Grund sonst sollte eine schon einigermaßen stattliche karolingische Kirche der schlichten, damals wahrscheinlich schon längst in Schutt und Asche gelegenen Holzkonstruktion gefolgt sein? Daß auch sie, und gerade sie, dem Gedächtnis des heiligen Florian gewidmet war, bedarf keines Beweises, erst mit der romanischen Kirche erfolgte der Wechsel im Patrozinium.

Unsicher ist das ideelle Verhältnis von Holzbau und Römerbau, in den Notzeiten der Spät- oder Nachantike wird jede Steinruine willkommen gewesen sein, um einer primitiven Kapelle Anlehnung zu bieten. Ob diese nun allein frommem Glauben ihre Existenz verdankt oder sich über dem tatsächlichen Märtyrergrab erhob, kann wohl niemals mehr schlüssig zu beantworten sein, da der für einen Bestattungsort in erster Linie in Frage kommende Kryptateil unter dem Hochaltar grabungsmäßig nicht mehr zu untersuchen ist. Der Verfasser ist gezwungen, an eine reale Beisetzung zu glauben, weil diesbezügliche, von ihm eingangs gebrachte und, als zeitnah, für historisch gehaltene Legendenstellen in ihrer Aussagekraft durch den Nachweis eines gleichfalls sehr frühen Florians=Heiligtumes am Traditionsorte seines Begräbnisses erhärtet werden.

Der gesamte Marterbericht ist also nicht so scharf wie bisher in einen geschichtlichen Teil und eine dem Wunder vorbehaltene Zusatzdichtung zu trennen, älteres Wissen lebt in letzterer noch weiter. Wenn daher der inhaltlich vollauf glaubwürdige Stiftbrief von 1071 die Stiftskirche als Gründung der ältesten Bewohner des Lorcher=Gaues nennt, wären in ihnen eher die kelto-romanischen Ursiedler als die bajuwarischen Neukolonisten zu erkennen.

Die Filialkirche St. Michael ob Ober-Rauchenödt, BH. Freistadt.

(Grabungsbericht: Verf., JbÖÖMV. 103, 1958, 138 ff.)

Als einzige Filiale der dem Stift St. Florian inkorporierten Pfarre Grünbach liegt das bescheidene spätgotische Kirchlein am Rande des Böhmerwaldes einsam auf beherrschender Höhe. Bekrönt von einem blechnen St. Michael, dem christlichen Nachfahren des Hermes Psychopompos, des Totengeleiters und Seelenwägers, der sich auf der Dachreiterspitze einsam im Winde dreht.

Die Grabung in St. Michael erfolgte in der zweiten Hälfte des Jahres 1957 und war die erste des Verfassers, an der von Anfang an in systematischer Arbeitsteilung der Kunsthistoriker für sein Fach mitwirkte und publizierte. Die Bodenforschungen hatten die Pflasterabhebung im Rahmen einer Gesamtrenovierung zur Voraussetzung, das Interesse des

Archäologen wurde durch die, quellenmäßig nicht überprüfbare Notiz im Dehio-Handbuch geweckt, die Kirche läge vermutlich an Stelle einer vorchristlichen Kultstätte. Hier, unter diesem, im alten „Nordwald“ gelegenen Abkömmling von St. Florian, konnte Rom keinesfalls seine Spuren hinterlassen haben, und doch waren die Ergebnisse der archäologisch-kunsthistorischen Zusammenarbeit von ergreifender Würde und Bedeutung.

Unter der gotischen St.-Michaels-Kirche lagen die Fundamente einer einfachen, in allen wesentlichen Punkten ergrabenen Steinkirche romanischer Grundrißlösung mit rechteckigem Langhaus und quadratischem Ostchor. Die Fundamentmauern aus ungemörtelten Bruchsteinen waren 1,55 bzw. 1,85 m breit, die lichte Gesamtlänge betrug 18,50 m, die lichte Länge des Langhauses 11,80 m, seine Breite 8,30 m, als Innenmaße des Chores ergaben sich $5,20 \times 5,60$ m, die Längsachsen beider Bauteile lagen zueinander etwas asymmetrisch. Die gegenüber der romanischen leicht nach Süden gedrehte gotische Kirche, für deren Ostung demnach ein anderer Punkt des Sommersonnenaufganges am Tage ihrer Grundsteinlegung maßgebend gewesen sein wird, benützt neuerlich, gleichsam als Angelpunkt ihrer Drehung, die Triumphbogenfundamente des Vorgängerbaues. Schlüsse aus Fundamentbeobachtungen des romanischen Chorraumquadrates erwiesen das ehemalige Aufgehende desselben als Turm, hier vorgefundene Pfostenlöcher stammten von hölzernen Substruktionen seines Obergeschosses. Die Dachdeckung wird landesüblich durch Stroh oder Holzschindeln erfolgt sein, da Dachziegelreste nicht vorgefunden wurden.

Die romanische Kirche entstand im 12./13. Jahrhundert, wurde, wie eine datierbare Brandschicht zeigte, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vermutlich bei Hussiteneinfällen verbrannt, kurz darauf unter Beibehaltung des alten Grundrisses im gotischen Stil neu adaptiert — im Altarfundament waren Steine des zerstörten Mauerwerkes wiederverwendet — um 1510 abgebrochen und durch die heutige spätgotische Kirche ersetzt.

Die vollständige, daher für Grundriß und Rekonstruktion zweifelsfreie Ergrabung einer ländlichen romanischen Saalkirche mit Chorturm ist weiter deshalb von Bedeutung, weil sie für Oberösterreich erstmalig erfolgte. Schien bis vor kurzem dieser Kirchentypus hierzulande so gut wie nicht vertreten zu sein, so erweitert unser Schulbeispiel schlagartig sein Verbreitungsgebiet mit allen historischen und kunsthistorischen Konsequenzen.

Eine Reihe von zusammengehörenden, quadratischen Pfostenlöchern und Resten liegender, verbrannter Balken unter dem Ostteil der romanischen Steinkirche, brachte die überraschende Erkenntnis, daß ihr ein

reiner Holzbau vorausgegangen war. Stießen wir auf die ersten Holzrelikte durch Zufall, so wurde die schließliche Fülle in planmäßiger Vor-ausberechnung ausgegraben, und es ergab sich die fast lückenlos wiederherstellbare erste Holzkirche des deutschen Sprachraumes.

Anlage und Technik sind zweifellos vom frühdeutschen Wohnhausbau übernommen und einer sakralen Verwendung dienstbar gemacht. Den Kern bildet ein mit der gotischen Kirche fluchtgleiches Rechteck, die „Cella“, aus liegenden, im Querschnitt $0,30 \times 0,30$ m messenden Holzbalken, die einen Raum von 6 m lichter Länge und 3,60 m lichter Breite abgrenzen. In die Ecken dieses Balkenrostes waren nach Ständerbauweise vier quadratische Steher — sämtliche Pfostenquerschnitte wie vorher — eingezapft. Die Wände müssen aus stehenden, in die Balkenlager eingefalzten Bohlenbrettern bestanden haben, die an der Westseite einen Eingang aussparten. Weitere Innenständer waren bei Andeutung einer Art von Zweischiffigkeit für die Dachstuhlkonstruktion notwendig.

Um diesen Zentralbau lief allseitig in ca. 1 m Abstand ein unter das Giebeldach miteinbezogener Umgang, der im Norden, Süden und Osten geschlossene Wände derselben Ständertechnik besaß, im Westen jedoch durch vier einzelstehende Pfosten, deren zwei schräggestellte mittlere die Westwand der „Cella“ stützten, in eine Vorlaube aufgelöst war.

Der Holzbau entstammt dem 11./12. Jahrhundert und ist durch Brand zugrunde gegangen, worauf spätestens im 13. Jahrhundert die romanische Steinkirche folgte. Daß er tatsächlich die erste Kirche unter St. Michael darstellt, ergab sich aus einem zugehörigen Friedhof, der westlich einen größeren Vorplatz ausnimmt, wo wohl die Mehrzahl des Volkes, zufolge der Kleinheit des Gebäudes, den gottesdienstlichen Handlungen im Freien beizuwohnen gezwungen war.

So lieferte ein Mühlviertler Bergkirchlein durch die, in geglückter Gemeinschaftsarbeit erfolgte, wesentlich komplette Erschließung seines hölzernen Erstbaues, die breite Grundlage aller künftigen Holzkirchenforschung.

Keine überzeugenden Hinweise fanden sich auf eine „vorchristliche Kultstätte“. Ein fast kreisrunder, stellenweise roh überarbeiteter Stein mit ca. 1,50 m Durchmesser und einer max. Dicke von ca. 0,50 m, lag verschleppt in der Nordwest-Ecke des romanischen Langhauses und könnte einer vorchristlichen Epoche des Michaelsberges zuzuweisen sein. Das sichere Bau- und Kultkontinuum beginnt jedenfalls erst mit der Holzkirche.

Die Stiftskirche Mariä Himmelfahrt von Lambach

(Grabungsbericht: Verf., Christliche Kunstblätter 2, 1961, 41 ff.)

Vielfältig ist das Antlitz der oberösterreichischen Stifte. Ist Sankt Florian ein ins Sakrale gesteigertes Barockpalais oder z. B. das Chorher-

renstift Reichersberg am Inn ein überdimensionierter ländlicher Gutshof, so beeindruckt Lambach, schon der Lage nach, als Burg, ernst, fast düster und sich nur schwer erschließend. 1089 weihte der hl. Adalbero, Bischof von Würzburg und Letzter aus dem Geschlechte der Grafen von Wels-Lambach, zusammen mit seinem Jugendfreund, dem seligen Bischof Altmann von Passau, die Kirche des von ihm 1056 in seinem Heimatort Lambach gegründeten Klosters. Aus diesen Jahren stammen die hochbedeutenden Fresken an Gewölben und Wänden des alten Läuhauses der Stiftskirche, Szenen aus dem Drei-Könige-Zyklus und dem Leben Jesu. Die Wandmalereien wurden, dank der Initiative des Landeskonservators, erst in jüngster Zeit bekannt, sie waren hinter Futtermauern verborgen, die anlässlich der Erhöhung der Kirchtürme im 17. Jahrhundert eingezogen werden mußten. Ihre Entfernung und die damit verbundenen Änderungen der Statik bedingten Probeschürfungen zur Feststellung der Boden- und Fundamentverhältnisse, die bislang unbekannte Mauerzüge unterhalb des Pflasters des westlichen Kirchenraumes und der Kirchen-Vorhalle brachten. Diese zusammenhanglosen Neuentdeckungen waren wiederum für den Verfasser der Anlaß, sie im ersten Viertel des Jahres 1959 zu einer systematischen Grabung auszuweiten.

Als vorläufiges Ergebnis steht ein vierräumiger, in das barocke Mauerwerk eingebetteter Baukörper in Form eines lateinischen Kreuzes fest, der der romanischen Kirche des 11. Jahrhunderts zugehört. Sein Ostraum liegt unter dem westlichen Kirchenteil, der Nord- und Südraum stellen, grob gesagt, die Kellergelasse der beiden Kirchtürme dar, und der Westraum ragt zwischen den Türmen unter der Kirchenvorhalle nach Westen vor. Sämtliche Estriche liegen ca. 2 m tiefer als das heutige Pflaster.

Das am besten bekanntgewordene und wohl auch bedeutendste Kompartiment war der Ostraum mit gemittelt 3 m nord-südlicher Breite und ca. 4,50 m Länge, bei einer Mauerstärke von gegen 1 m. Seine Ostmauer sprang, 1,20 m über dem Fußboden, als ca. 1,90 m breite und 0,50 m tiefe, ehemals von Säulchen oder Pfeilern gerahmte Nische zurück, dergestalt eine Art mensa ausformend, deren Belag zwei Marmorplatten bildeten. Der Raum lag zum Pflaster der gleichzeitigen romanischen Kirche etwa 1,80 m unterirdisch und podiumartig ca. 1,50 m oberirdisch, die Nische der Ostwand hat sich nach oben zu als Öffnung fortgesetzt, durch die dann auch von außen auf die marmorverkleidete mensa, als eine irgendwie bedeutungsvolle Lokalität, herabzublicken möglich war. Wir denken dabei an den Aufstellungsort eines zu Verehrungszwecken ausgesetzten Knochenschreines oder Sarkophages, wobei aber nach dem Stande der Überlieferung nicht an die erste Ruhestätte des in der Stiftskirche beigesetzten hl. Adalbero zu denken ist.

Der Zugang zu den unterirdischen Räumen erfolgte mittels zweier Stiegenabgänge entlang den Außenseiten der Nord- und Südmauer des Ostraumes. Ihre jeweils neun Staffeln waren zwar nicht mehr erhalten, jedoch deren „Negative“ und Abdrücke an den Mauern und Treppentritten, so daß ihre Existenz in jeder Beziehung gesichert ist.

Den nicht eingehender untersuchbaren Nord- und Südraum außer acht lassend, begeben wir uns in den Westraum mit einer lichten Nord-Süd-Erstreckung von ebenfalls um 3 m, einer lichten Länge von über 2,50 m und einer Mauerstärke von ca. 1 bis 1,20 m. War der Ostraum in einem Zuge errichtet worden, traf dies beim Westraum nicht mehr zu, hier konnte auf jeden Fall eine ältere und eine jüngere Bauperiode unterschieden werden, wobei letztere zeitgleich mit dem Ostraum, also mit der romanischen Kirche ist. Eine mittlere Maueröffnung in der Westmauer erwies sich als ursprüngliche Eingangstüre, die später in ein Fenster umgewandelt wurde. Mindestens zwei Estriche bezeugten die Mehrperiodigkeit des Westraumes, wie übrigens auch unter dem Boden des Ostraumes Reste eines älteren vorhanden waren. Eine Reihe gestörter, beigabenloser Skelettgräber lagerte, flüchtig wieder zusammengeschichtet, an der Außenseite der Westmauer. Dieser ursprüngliche Friedhof bedeutet, in welchem Zeitverhältnis zur Mauer auch immer stehend, auf jeden Fall die älteste Kulturepoche. Im Westraum mag sich ein Altar befunden haben, dessen Standplatz vielleicht nur deshalb nicht entdeckt wurde, weil die Bodenfläche wegen der mächtigen Gußfundamente des barocken Kirchenbaues nur zum kleinsten Teil freizulegen war.

Unter der romanischen Stiftskirche existierte also im Westen eine zusammen und für einen Zweck angelegte Raumkumulation, für den Kunsthistoriker die zwar postulierte, aber noch niemals nachgewiesene Westkrypta mit einer zwischen den Türmen einjochig vorspringenden Rechteckapsis, deren Aufgehendes den Fundierungen nach als stockwerkhoch anzunehmen ist. Ihre imposante Nordwest-Ecke wurde konserviert und unter Glas sichtbar erhalten. Anschaulich illustrierten die Grabungen, wie die Krypta in den Folgezeiten verkleinert und schließlich noch vor dem barocken Kirchenbau gänzlich stillgelegt wurde.

Es wurde gesagt, daß der Westraum älter ist als die romanische Kirche von 1089, er wurde in ihre Westkrypta, für deren Topographie und Orientierung er bestimmend ist, als Rechteckapsis miteinbezogen. Welche Bedeutung hatte er ursprünglich, daß diese Rücksichtnahme begründet erschiene? Handelt es sich um einen Teil der urkundlich für Lambach schon um 1050 anzunehmenden Marienkirche bzw. der Burgkapelle der Grafen von Lambach? Diese Kernfrage mußte vorläufig unbeantwortet bleiben, warum, soll kurz angedeutet sein.

Die Grabungen brachten nämlich den Nachweis einer monumentalen

römischen Grabanlage am Platze. Die beiden Marmorplatten auf der mensa des Ostraaumes stammten den deutbaren Resten ihrer Relieferung nach von einem zersägten römischen Grabaltar, im aufgedeckten oder sonst noch untersuchbaren Mauerwerk des Grabungsbereiches steckten mit Sicherheit elf, zumindest teilweise der Sepulkralosphäre angehörende, mächtige römische Architekturspolien, und schließlich gab es, vielleicht im Zusammenhang mit den Bestattungen, außer- und innerhalb des Westraumes römische Glas- und Keramikreste.

Das paßt alles sehr gut zu den beiden einzigen, bis jetzt aus Lambach bekannten Römerfunden, der Grabinschrift für einen Bürgermeister von Ovilava (Wels) und dem Reliefquader eines Grabdenkmales. Und so ist es möglich, daß uns mit dem Erstbau des Westraumes, der späteren Rechteckapsis der romanischen Westkrypta, auch noch die aus den Funden für die Gegend der Stiftskirche zu fordernde Grabädikula selbst angegeben ist, nicht zuletzt deshalb, weil manche seiner Mauermaße römische sind.

Die Lösung dieses Problems können künftige Grabungen bringen, sicher ist bereits jetzt die gewaltige, auf jeden Fall in vorromanische Zeiten zurückreichende Bautradition der Gründung des hl. Adalbero.

Die St.-Martins-Kirche in Linz, Römerstraße

(Grabungsbericht: Verf., Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1, 1961, im Erscheinen.)

Dem Frankenheiligen Martinus, Bischof von Tours im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts, wurde unter Karl d. Gr., vermutlich auf Grund von dessen Anwesenheit in Linz vor seinem großen Awarenfeldzug, eine urkundlich erstmals 799 genannte Kirche auf dem Römerberg geweiht. Es ist hinsichtlich der erhaltenen Bausubstanz die bedeutendste karolingische Kirche Österreichs, trotzdem nicht einmal in lokalen Kreisen genügend beachtet. Ihre beiden Hauptbearbeiter, Prof. Dr. W. Jenny und Doz. Dr. F. Juraschek, sind tot, ihnen gebührt das Verdienst, 1947/48 Grundsätzliches zur seltsamen, noch weitgehend ungeklärten Baugeschichte aufgezeigt zu haben.

Die karolingische Kirche war kein Neubau, sondern entstand aus der Adaptierung einer älteren Arkadenhalle, deren nord- und südseitige Interkolumnien vermauert wurden. Ihre Reste sind noch in den Längswänden der Kirche als je zwei einander gegenüberliegende Quaderpfeiler, überspannt von je drei weiten Bögen, sichtbar. Dieser Pfeiler-Bogenbau wird in der Datierung von etwa 400 bis in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts hin- und hergeschoben, auch sein Verwendungszweck als ebenfalls schon christliche Kultstätte ist durchaus unsicher. Einigermaßen einig ist sich die Forschung nur darin, daß es sich um das allein stehengeblie-

bene Mittelschiff einer ehemals dreischiffigen, geschlossenen Anlage handelt, eine Annahme, für die allerdings seinerzeit keine Beweise beizubringen waren.

Der Pfeiler-Bogenbau folgte wieder römischen Fundamenten des 1. bis 4. Jahrhunderts, die anlässlich der Grabungen 1947 unter der Kirche zutage kamen, jedoch auf Grund ihrer anderen Streichrichtung mit ihm in keinem baulichen Zusammenhang stehen, und nur unser Wissen um die römerzeitliche Besiedlung des Martinsfeldes um ein weiteres, ebenfalls fragmentarisch gebliebenes Beispiel vermehren. Römische Inschrift- und Architekturspolien fanden sich in den Pfeilern wiederverwendet.

An einigen Tagen im März und August 1960 hatte der Verfasser Gelegenheit, nördlich der Kirche eine Ergänzungsgrabung kleinsten Maßstabes mit dem Hauptanliegen durchzuführen, die ursprüngliche Breitenausdehnung des Pfeiler-Bogenbaues zu fixieren.

Zunächst konnte in allen, senkrecht von der Kirchen-Nordmauer abgehenden Suchgräben eine Kulturschicht festgestellt werden, die zeitlich mit dem Pfeiler-Bogenbau zusammenzugehen schien. Und darin oder knapp darunter fanden sich in guten Distanzverhältnissen zu ihm und untereinander teilweise fluchtend, Fundamentreste, die sein ehemaliges Aussehen in neuem Lichte erscheinen ließen. Es waren durchwegs Substruktionen, wie sie nur für ein Aufgehendes in Holz, und zwar für einen Ständerbau, in Frage kommen, also Pfostenverkeilungen und andere diesbezügliche Unterbauten. Zahlreiche Holzkohlereste in der Kulturschicht ergänzten diese Beobachtungen. Zwischen den Stehern mögen die Wände aus dem überall vorgefundenen römischen Dachziegelbruch in letzter Verwendung gebildet worden sein (Fachwerk?), keinesfalls durch ein lehmeworfenes Rutengeflecht, da der hierfür so charakteristische rotverbrannte „Hüttenlehm“ fehlte.

Demnach dürfte es mit einer ab ovo bestandenen Einschiffigkeit des Pfeiler-Bogenbaues, wie sie z. B. in einer seiner Deutungen als Dinghalle agilolfingischer Zeit vorausgesetzt ist, tatsächlich nicht das Bewenden haben zu können. Nach Norden, wie auch im grabungsmäßig nicht mehr untersuchbaren Süden, wären weitere, die offenen Arkaden räumlich schließende Holzanbauten anzunehmen, deren Spuren man entweder nicht angefahren, oder aber, nicht erkannt hatte.

Also völlig neue Aspekte für den Architekturhistoriker, der sich damit zu einem späteren Zeitpunkt auseinanderzusetzen haben wird. Vorher hat die Bodenforschung noch einiges zu tun, um die in der Prämisse hypothetische und auch sonst unzulängliche Beweiskette zu sichern und zu ergänzen.

Völlig unmöglich ist nach wie vor die absolute Datierung des Pfeiler-Bogenbaues, für welche die Grabungen nichts hergaben. Daß, wie schon

lange beobachtet wurde, an ihm keine römischen Fußmaße auftreten, erlaubt nach den letzten Erkenntnissen der archäologischen Forschung weder den Schluß auf seine nachrömische Herkunft noch auf einen außer römischer Bautradition stehenden Architekten. Aus kunstästhetischen Gründen muß jedoch der klassische Archäologe die Arkadenhalle im Gemäuer der Martinskirche, bedingt durch die fremdartige Wirkung ihrer gedrückten Proportionen, immer nur als barbarisch im Sinne von unrömisch ansprechen, wobei allerdings nur die Provenienz, nicht die Zeitstellung, gemeint sein kann.

Die Kaplaneikirche St. Laurenz in Lorch=Enns

(1. Grabungs-Vorbericht: Verf., im vorliegenden Band, 65 ff., wiederholt in: PAR. 11, 1961, H. 3/4, S. 7 ff. u. H. 5/6, wiederholt in: ÖÖ. Kulturbericht XV, Folge 4, v. 24. 2. 1961.)

Unmittelbar benachbart der modernen Totenstadt Roms, dem Campo Verano, steht, äußerlich prunklos, das erste Laurentius-Heiligtum der Christenheit, die Patriarchalbasilika und eine der sieben römischen Pilgerkirchen, S. Lorenzo Fuori le Mura, St. Laurenz vor den alten Stadtmauern. In der zur Krypta ausgestalteten confessio ruhen unter dem Hochaltar die sterblichen Überreste des Erzmärtyrers, der als Diakon des hl. Papstes Sixtus II. im Jahre 258 anlässlich der valerianischen Christenverfolgung den Tod am Feuerrost erlitt. Zu Ravenna, im sogenannten Mausoleum der Galla Placidia, der 450 in Rom gestorbenen Schwester des Kaisers Honorius, ist schon früh das Thema in erhabener Vergeistigung auf einem der sonst nur Christus und den Aposteln vorbehaltenen Prunkmosaiken wiedergegeben.

An vielleicht keiner anderen römischen Kirche ist die durch die vorzügliche Heiligkeit des Ortes bedingte, reiche und komplizierte Bautradition nach Anlage und schönstem Detail noch heute derart offensichtlich. Zwei oblonge, dreischiffige Hallen sind mit deutlicher Knickung und Stufentrennung zum jetzigen langgestreckten Kirchenraum verschmolzen. Die westliche war die ursprüngliche, auf Kaiser Konstantin d. Gr. zurückgehende Laurentiuskirche, die östliche, höherliegende, stellt eine im 5. oder 8. Jahrhundert erbaute, der Jungfrau geweihte Kirche dar, deren prachtvoll skulptierten antiken Gebälke ihresgleichen suchen. Im Früh- oder Hochmittelalter wurden dann die aneinanderstoßenden Apsiden der entgegengesetzt orientierten Bauten entfernt und so die Frauenkirche in das heutige Presbyterium von S. Lorenzo umgewandelt. Mittelalterliche Zubauten und neuzeitliche Restaurierungen ergänzen das Bild.

St. Laurenz zu Lorch, Krone und Preis aller Kirchen Oberösterreichs, wie ist sie in Lage und sichtbarer Bewahrung ehrwürdiger Traditionen ihrer römischen Schwester ähnlich! Obwohl über ein halbes Jahrtausend

außerhalb der Mauer des mittelalterlichen Enns befindlich, blieb sie doch bis 1553 Haupt- und Pfarrkirche der Stadt, um in absehbarer Zeit wieder pfarrliche Funktionen zu übernehmen. Unter ihr liegen die Trümmer des Kapitols der um 200 gegründeten autonomen römischen Stadt Lauriacum, hier stand eine mächtige frühchristliche Basilika, überbaut von einer Steinkirche karolingischer Zeit, diese wiederum erweitert zur romanischen, und letztere schließlich übergeführt in die heutige gotische Laurentiuskirche, deren Chorfundamente noch immer römische sind. Heilige und Kaiser hat St. Laurenz in seinen Mauern gesehen, hier ist eine der ganz großen Gedenkstätten abendländischer Geschichte.

Dies und noch mehr haben bereits die ersten Grabungen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres gelehrt, im Hinblick auf den im gleichen Band abgedruckten ausführlichen Vorbericht kann sich der Verfasser nähere Ausführungen hiezu versagen.

Ein schöner Tag, an dem die St.-Laurentius-Kirche zu Lorch, zusammen mit ihren unterirdischen, steinernen Zeugnissen ältester Vergangenheit, in neuem Glanze erstrahlen wird.

Die ehemalige St.=Wenzels-Kirche in Wartberg ob der Aist, BH. Freistadt (Grabungsbericht: B. Ulm, im vorliegenden Band, S. 181 ff.)

Als in vielem der St.=Michaels-Kirche ob Ober=Rauchenödt ähnlich gelagerter Fall, soll diesmal eine schon profanierte, spätgotische Kleinkirche des Mühlviertels einem neuen Verwendungszweck zugeführt werden, wiederum ergibt sich Gelegenheit, baugeschichtliche Untersuchungen anzustellen. Zu erwarten waren eine romanische Vorgängerkirche aus Stein und eventuell ein Erstbau in Holz, jedoch keine frühgeschichtlichen Relikte. Deshalb konnte der Verfasser die verantwortliche Leitung des grabungstechnischen Teiles des Unternehmens auf eine nur beratende Funktion beschränken und dessen praktische Durchführung dem in mehrfacher Zusammenarbeit geschulten Kunsthistoriker überlassen. Dieser hatte somit Gelegenheit, sich an einem relativ einfachen Beispiel auch die Grundlagen seines Forschungszieles selbst zu erarbeiten, er legt den diesbezüglichen Bericht, dem seitens des Verfassers nichts hinzuzufügen ist, an anderer Stelle dieses Bandes vor. Es ist die erste, in Konzeption und Auswertung ordnungsgemäß durchgeführte Ausgrabung eines Kunsthistorikers an einem mittelalterlichen Baudenkmal, der damit ein altes Anliegen seines Wissenschaftszweiges verwirklicht.

Die ehemalige Stifts-, heute Pfarrkirche St. Michael in Mondsee (Grabungsbericht: Verf., JbOÖMV. 105, 1960, 152 ff.)

Ein warnendes Beispiel dafür, daß kleinste, zur Verfügung stehende Grabungsflächen mit Notwendigkeit auch nur ungenügende Ergebnisse

zeitigen können, und für alle jene, denen in froher Unbekümmertheit einige, sagen wir ruhig Löcher, zur Wiedergewinnung ganzer älterer Kirchengrundrisse genügen.

Der auffallende, 14 Stufen betragende Höhenunterschied zwischen Langhaus und Chor der ehemaligen Stiftskirche gab Anlaß, unter letzterem die zwar urkundlich genannte, bislang jedoch noch nicht aufgefundene vorgotische Krypta zu vermuten. Grabungen des Verfassers sollten dies erweisen und schienen auch insoferne erfolgversprechend, als nicht nur Reste der ersten Kirche des 748 durch den Baiernherzog Odilo gegründeten Klosters, sondern auch, wegen der in der Kirchenvorhalle eingemauerten Römersteine, Siedlungsspuren dieser Zeit zu erwarten waren, vielleicht sogar, angedeutet durch die endneolithischen Pfahlbaustationen am Seeufer, prähistorische Funde. Da ein ausgedehnter Suchgraben innerhalb der Kirche unmöglich war, bestand der Plan, das südliche Chorfundament von außen her zu durchstoßen, um auf diesem Wege in die unter dem Hochchor gesuchte Krypta vorzudringen, von wo dann die eigentlichen Tiefgrabungen angesetzt werden sollten.

Das Unternehmen war verständlicherweise nur bei noch intakter Kryptadecke durchzuführen, und um dies zu erkunden, wurde im April und August 1959 je ein kleines Geviert im Chorzentrum und an der Chor-Nordwand bis zur, mit den damaligen Hilfsmitteln erreichbaren, größtmöglichen Tiefe ausgeschachtet. Im Ergebnis brachten beiden Probe-schürfungen keinerlei konkrete Hinweise auf das Vorhandensein einer Krypta, sondern nur die aus dem negativen Befund resultierende Erkenntnis der Unmöglichkeit einer Chorgrabung in der anfangs beabsichtigten Form. Mag sein, daß die Krypta tiefer liegt, daß die Versuchsgrabungen zu weit östlich angesetzt waren oder daß eine Krypta überhaupt nicht im Osten zu suchen ist. Jedenfalls bleibt das Phänomen des so bedeutenden Höhenunterschiedes zwischen Langhaus und Chor weiterhin unerklärt und wird es so lange bleiben, als es nicht möglich ist, zumindest einen tiefen Suchgraben beispielsweise vom Westportal über die Stufen bis zum Hochaltar zu ziehen.

Wir denken in diesem Zusammenhang an die Stiftskirche von Kremsmünster, jenes gründungsmäßig Mondsee so nahe verwandten Klosters. Dort finden sich überraschend ähnliche Verhältnisse, indem das Querschiff gegenüber dem Langhaus um 8 bzw. 10 Stufen erhöht liegt. Sollten einmal in Kremsmünster archäologisch-kunsthistorische Forschungen möglich sein, könnten sich vielleicht aus den Ergebnissen richtungweisende Konsequenzen für Mondsee ergeben.

Die Filial- (Kalvarienberg-) Kirche St. Georg auf dem Georgenberg bei Micheldorf, BH. Kirchdorf a. d. Krems

(Grabungsbericht: H. Vettters, ÖJh. XLIII 1956, Beibl., 123 ff.).

1953–1956 ergaben Grabungen des oben zitierten Berichters in und im Umkreis der Georgs-Kirche eine bis in die Römerzeit zurückreichende Bautenabfolge. Es ist die einzige Grabung in einer oberösterreichischen Kirche, an der der Verfasser nicht teilgenommen hat, er verzichtet daher an dieser Stelle auf ein kritisches Resumé. Manches erscheint als kühn erzwungene Kontinuitätsklitterung, und eine unbefangene Durcharbeitung der Publikation ergäbe teilweise wohl auch andere Relationsmöglichkeiten der bedeutsamen Einzelergebnisse.

Der Vollständigkeit halber müssen noch zwei Kirchengrabungen Erwähnung finden, die insofern keine waren, als die Kirchen nicht mehr existierten.

Gemeint ist zunächst der Platz der 1792 gesperrten und abgetragenen Maria-Anger-Kirche zu Lorch-Enns, wo 1936 auf dem Areal des Legionslagers Lauriacum eine kleine frühchristliche Saalkirche, eingebaut in römische Ruinen, ausgegraben wurde (Grabungsbericht: E. Swoboda, ÖJh. XXX 1937, Beibl., 253 ff. u. ders., JbÖÖMV. 87, 1937, 439 ff.). Es muß eine der Gemeindegkirchen aus den turbulenten Zeiten der Spätantike und Völkerwanderung gewesen sein, während derer sich nach Berichten das durch ständige räuberische Einfälle bedrohte Leben der Zivilbevölkerung von Lauriacum hauptsächlich hinter den sicheren Mauern des Legionslagers abgespielt hat.

Die Grabung hätte, hinsichtlich des Baukontinuums bis in die Barocke, eine Miniaturausgabe der Grabungen in der Lorcher Laurentius-Kirche sein können, wenn nicht sämtliche Nachfolgekirchen – vor allem die sicher vorhandene frühmittelalterliche – dabei ignoriert worden wären.

Hieher gehört schließlich die im Spätherbst 1960 erfolgte vollständige Ergrabung der gotischen Dreifaltigkeitskapelle von 1426 in Linz, Altstadtplatz (Grabungsbericht: P. Karnitsch, PAR. 10, 1960, H. 11/12, 32 ff.), deren Chor bereits 1950 anlässlich der Aufdeckung eines darunterliegenden römischen Gebäudekellers angeschnitten und abgetragen wurde (Grabungsbericht: W. Jenny, Jb. d. Stadt Linz 1950, CI ff.). Vorgängerbauten der 1788/89 aufgelassenen Kapelle konnten keine festgestellt werden.

Damit hat der Verfasser sich und dem Lande, dessen Archäologe er ist, in bewußt gelockerter Darstellungsweise Rechenschaft gelegt, Rechenschaft über einen Teil eines Teiles seiner Wissenschaft, erstmals in Oberösterreich systematisch und konzentriert als Kirchenarchäologie betrieben.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1961

Band/Volume: [106](#)

Autor(en)/Author(s): Eckhart Lothar

Artikel/Article: [Oberösterreichische Kirchen in archäologischer Schau. 165-179](#)